Beilage zu Nr. 36 — Das Reichsbanner — Magdeburg, 6. September 1930

Der Prozeß von Röntgental

Von Rechtsanwalt G. Joachim

Der Ueberfall.

Sechs Wochen hindurch wurde vor dem Schwurgericht III in Berlin gegen 18 junge Nationalsozialisten verhandelt, welchen zur Last gelegt war, an dem Ueberfall auf das Arbeiterlokal Meisel in Röntgental vom 5. März 1930 beteiligt zu sein. Es handelte sich um einen, man möchte sagen, typischen Vorgang:

Das Trommlerkorps des Reichsbanners hatte an dem fraglichen Abend bei Meisel einen Uebungsabend. Schon vor dem Beginn des Uebungsabends war ein Trupp Nationalsozialisten am Lokal vorbeigekommen, und ein Nationalsozialist hatte einen jungen Kameraden ohne jede Veranlassung im Vorbeigehen einen Fußtritt versetzt. Es kam trotz dieser unerhörten Provokation nicht zu einem Zusammenstoß, da die Kameraden mustergültige Disziplin hielten. Sie hatten jedoch anscheinend gleich die richtige Empfindung, daß seitens der Nationalsozialisten an dem Abend noch etwas zu erwarten war, und der Führer des Tambourkorps alarmierte den zuständigen Landjäger. Die Nationalsozialisten waren inzwischen in ihrem Versammlungslokal angelangt. Von dort aus riefen sie in einem ihrer Berliner Stammlokale an, um Hilfe zu holen. Prompt erschienen auch zwölf Mann, alles junge Leute im Alter von 16 bis 23 Jahren. Sie gingen im Laufschritt zum nächsten Ringbahnhof, fuhren nach Röntgental, und gingen von dort auf schnellstem Wege in das Lokal der Nationalsozialisten. Um nicht aufzufallen, gingen sie nicht in das Lokal hinein, sondern nur der Führer meldete die Ankunft des Hilfstrupps in der Versammlung, angeblich einem Gruppenabend der Nationalsozialisten. Man teilte sich jetzt in einige verschiedene Kolonnen ein, um — es war inzwischen gegen 10 Uhr abends geworden — konzentrisch in Richtung Meisel vorzugehen.

Im Lokal von Meisel war inzwischen der Landjägermeister Gudal erschienen. Er hatte sich jedoch wieder entfernt, angeblich um festzustellen, ob im nationalsozialistischen Verkehrslokal Leute anwesend wären. Diese Feststellung traf er, wie er behauptet, in der Weise, daß er im Vorbeigehen durch die Gardinen zu sehen versuchte. Selbstverständlich konnte er dabei nichts sehen, zumal da die Nationalsozialisten in einem von der Straße aus nicht sichtbaren Vereinszimmer saßen. Der Landjägermeister kam dann auch wieder zurück zu Meisel und erklärte, er habe nichts feststellen könnnen. Trotz der dringlichsten Bitten der Reichsbannerleute, welche inzwischen zwei ältere Kameraden herangeholt hatten, und trotz des Drängens der Wirtin des Reichsbannerlokals war der Landjägermeister nicht dazu zu bewegen, im Lokal zu bleiben oder wenigstens sich vor dem Lokal zu postieren. Wie er in der Hauptverhandlung schilderte, war er während des Vorfalls am andern Ende von Röntgental, angeblich um verdächtige Leute zu verfolgen, die einen Einbruchsversuch gemacht haben sollen.

Bei den Nationalsozialisten hatten sich verschiedene Trupps gebildet. Der erste Trupp bestand aus den aus Berlin herangerufenen Leuten, die man anscheinend als Ortsfremde vorschickte, weil sie nicht ohne weiteres erkannt werden konnten. Es ist dies eine Taktik, welche gerade seitens der Nationalsozialisten und seitens der Kommunisten sehr häufig bei Zwischenfällen dieser Art zu beobachten ist. Diese Berliner Gruppe, welche verstärkt war durch einige Nationalsozialisten aus Buch, ging auf dem geradesten Wege vor in Richtung Meisel. Ein andrer Trupp, nämlich die Ortsansässigen, ging durch eine Parallelstraße, um durch eine Querstraße vor dem Reichsbannerlokal zum Berliner Trupp zu stoßen. An der Straßenkreuzung, welche sich etwa 100 Meter vor dem Lokal Meisel befindet, machten die Nationalsozialisten längere Zeit halt.

Im Lokal Meisel hatte man, nachdem der Landjäger sich entfernt hatte, die Absicht, den Heimweg anzutreten. Die anwesenden beiden ältern Kameraden, wie auch die übrigen Reichsbannerleute befürchteten jedoch nationalsozialistische Ueberfälle, wenn die Kameraden allein nach Hause gingen. Aus diesem Grunde sahen einige Kameraden zunächst nach, ob vor dem Lokal Meisel Verdächtiges zu bemerken war. Eine Gruppe von etwa fünf Mann ging durch eine Seitenstraße, um dort nachzuschauen. Diese Maßnahme war deshalb erforderlich geworden, weil ja der Landjägermeister einfach fortgegangen war und die Kameraden deshalb schutzlos etwaigen Ueberfällen ausgeliefert gewesen wären. Die Nationalsozialisten beobachteten nun, wie die fünf Reichsbannerleute durch eine Querstraße sich zu ihrem Standpunkt hin bewegten. Ein Nationalsozialist ging vor; anscheinend dachte er, es handele sich um seine Parteifreunde, er lief zurück, als er festgestellt hatte, daß es sich um Reichsbannerleute handelte und holte einige seiner Kameraden heran. Nunmehr gingen die Nationalsozialisten gegen die fünf Reichsbannerleute vor. Es wurde geschossen, und zwar noch, als sich die Reichsbannerkameraden bereits auf der Flucht befanden. Zwei Reichsbannerleute flüchteten in ein Haus, drei weitere retteten sich in eine Querstraße auf den Hof eines Grundstücks. Einige Sekunden später begann der eigentliche Sturm auf das Reichsbannerlokal Meisel. Von Meisel waren einige Gäste zufällig aufgebrochen, um nach Hause zu gehen. Es handelte sich im ganzen um etwa sechs Mann. Sie gingen zu zweit in einigen Abständen auf dem Bürgersteig zu der Ecke, wo die Nationalsozialisten standen, ohne daß sie etwas von den Nationalsozialisten gesehen hatten. Als die ersten beiden kurz vor der Ecke waren, ertönte seitens der Nationalsozialisten das Kommando „Kanonen 'raus! Feuer!" Die Nationalsozialisten bildeten eine Schützenkette quer über die Straße und schossen. Die Zivilisten, sowie einige Reichsbannerleute, welche vor dem Lokal Meisel gestanden hatten und auf die ersten Schüsse ihren Kameraden zu Hilfe eilen wollten, flohen schleunigst in das Lokal Meisel zurück. Kennzeichnend ist, daß die Hauptzahl der Schüsse abgegeben wurde, nachdem alle Gäste des Lokals Meisel und alle Reichsbannerleute sich bereits auf der Flucht befanden. Es wurden drei Personen verletzt, davon einer tödlich, eine ganze Reihe erhielt Schüsse in die Kleider, ferner wurde ein völlig unbeteiligter Passant, der in dem Augenblick gerade sein Haus aufschließen wollte, von den Nationalsozialisten getroffen. Nachdem bereits sich die Ueberfallenen in das Lokal Meisel zurückgezogen hatten, lief nochmals ein Nationalsozialist vor und schoß in das Lokal von Meisel hinein. Es wurde außerdem ein Stück Schlacke durch das Fenster in das Lokal geworfen. Diesen Schuß in das Lokal, der gerade in dem Augenblick genau über dem Telephon in die Wand einschlug, als jemand das Ueberfallkommando anrufen wollte, bezeichnete der Staatsanwalt in seinem Plaidoyer als den Gipfel der Gemeinheit. Nachdem die Nationalsozialisten ihre Heldentat vollbracht hatten, flohen sie, wie sie behaupteten, in Richtung nach Buch. Der Landjäger kam an, als die Schießerei vorbei war. Dies ist der Tatbestand wie er von dem Gericht in der Urteilsbegründung als erwiesen angenommen worden ist, wie er also als authentisch zu gelten hat.

Das Gericht verurteilte 13 von den 18 Angeklagten wegen schweren Landfriedensbruchs in Tateinheit mit Raufhandel und Körperverletzung mit tödlichem Ausgang zu Gefängnisstrafen von 3½ Jahren abwärts. Fünf der Angeklagten wurden mangels Beweises freigesprochen. Gegen den Freispruch ist seitens der Staatsanwaltschaft und seitens des Nebenklägers, eines verletzten Reichsbannermannes, durch mich Revision eingelegt worden.

Die Methode der Verteidigung.

Die Angeklagten hatten sämtlich ihre strafbare Handlung bestritten. Ihre Verteidigung bewegte sich in der Richtung, wie man sie bei Prozessen gleicher Art als typisch beobachten kann. Schon unmittelbar nach dem Vorfall hatte die nationalsozialistische Presse die Sache immer so dargelegt, daß die armen, unschuldigen Nationalsozialisten von den Reichsbannerleuten überfallen und beschossen worden seien und daß seitens der Nationalsozialisten überhaupt kein Schuß abgegeben worden sei. Diese Darstellung, für die auch nicht der leiseste Schimmer eines Beweises vorlag, wurde restlos widerlegt durch die Beweisaufnahme. Alle Zeugen bekundeten, daß seitens der Nationalsozialisten, und nicht seitens der Reichsbannerleute geschossen war. Getroffen von den Schüssen waren ausschließlich Reichsbannerleute und andre Gäste des Lokals Meisel, und zwar alle, als sie sich auf dem Rückzuge befinden, von hinten her. Besonders furchtbare Wirkung hatte der Schuß, der den getöteten Arbeiter Kubow in den Rücken traf, als er nach dem Lokal Meisel zurückflüchtete. Der Schuß drang ihm in den Körper ein, verletzte fast sämtliche innern Organe und blieb unterhalb der Haut in der Brust stecken. Kubow ist unter den furchtbarsten Qualen einige Stunden später auf dem Operationstisch gestorben. Es ist erstaunlich, wie bei dieser Beweisaufnahme die nationalsozialistische Presse immer noch die Darstellung bringen konnte, daß die Reichsbannerleute sich gegenseitig angeschossen haben.

Eine weiter übliche Verteidigungsart politischer Rowdys, die selbstverständlich auch diesmal angewandt wurde, ist die Behauptung der Notwehr. Wochenlang wurden zu diesem Punkt Zeugen herangeschafft, aber nichts ergab sich, was die Notwehr rechtfertigen konnte. Schließlich wurde seitens der Verteidigung versucht, zu beweisen, daß die Angeklagten irrtümlich angenommen hätten, daß sie sich in Notwehr befanden. Auch diese Ausführungen konnten den Angeklagten nichts nützen. Es war ja auch immerhin erwiesen, daß sie geschossen hatten, daß ein Angriff auf sie nicht erfolgt war und daß auch nicht der mindeste Anlaß bestand, gegen die Reichsbannerleute vorzugehen.

Mit allen Mitteln war seitens der Nationalsozialisten versucht worden, die Ermittlung der eigentlichen Täter, d. h. der Schießhelden, zu vereiteln. Keiner wollte geschossen haben; lediglich ein 18jähriger Obertertianer gab zu, mit einer Schreckschußpistole Schüsse abgefeuert zu haben. Das Leugnen half jedoch den Angeklagten nichts. Aus den Bekundungen der Mitangeklagten war zu entnehmen, daß wenigstens der SA.-Führer Marquardt scharfe Schüsse abgefeuert hatte. Wenn während der Zeugenvernehmung oder der Vernehmung der Angeklagten jemand irgend etwas aussagen sollte, war die immer wiederkehrende Antwort: „er wisse nicht, er könne sich nicht erinnern", also die alte Verschleierungstaktik, die ja am besten den Nachweis dafür erbringt, daß die Nationalsozialisten sich mit den Tätern voll und ganz identifizieren.

Nationalsozialistische Alarmlokale.

Allein diese Tatsache dürfte ausreichen, um die Gefährlichkeit der Tat klarzustellen. Der Fall Röntgental ist aber deshalb von besonderem Interesse, weil er ein deutliches Bild darüber gibt, wie sehr die nationalsozialistischen Organisationen die öffentliche Sicherheit bedrohen. Allein der Umstand, daß es offenbar nationalsozialistische Alarmlokale gibt, von denen aus auf einen Hilfeanruf sofort Trupps von SA.-Leuten, die sogar mit Schußwaffen versehen sind, ausrücken, stellt eine Gefährdung der Sicherheit dar. Es ist höchste Zeit, daß dem Unfug des Waffentragens noch in ganz andrer Weise entgegengetreten wird, als es jetzt geschieht. Der Gegensatz in der Auffassung des Reichsbanners und der Nationalsozialisten tritt hier deutlich zutage. Während die Reichsbannerleute sofort, als ein Zusammenstoß drohte, die Polizei benachrichtigten, holten die Nationalsozialisten, statt ihrerseits gleichfalls die Polizei zu alarmieren, bewaffnete SA.-Leute aus Berlin zur Hilfeleistung heran. Welche Absichten die Nationalsozialisten in Röntgental hatten, ist auch in der Beweisaufnahme klargestellt. Sie behaupteten immer, daß die Berliner SA.-Leute lediglich zu ihrem Schutze herangeholt waren. Dem widerspricht, daß in der nationalsozialistischen Versammlung in Röntgental seitens eines Führers geäußert wurde, „wer hat Lust, sich mit dem Reichsbanner herumzurollen?"; ein andrer fragte, ob die Kameraden „warm angezogen seien?" (gemeint ist damit der Besitz einer scharfen Schußwaffe); es wurde ferner die Frage gestellt, ob sie „Hustenbonbons" (scharfe Patronen) bei sich hätten. Die Angeklagten und sogar die nationalsozialistischen Zeugen versuchten zum Teil zu behaupten, daß der Ausdruck „warm angezogen" wörtlich gemeint gewesen sei, mit Rücksicht auf die kühle Märznacht. Selbstverständlich schenkte das Gericht dem keinen Glauben. Wie ein Zeuge bekundete, war seitens eines Nationalsozialisten auch eine Aeußerung gefallen: „Es ist schade, daß heute nicht Freitag ist, da hätten sie wenigstens Geld." Es soll auch gesagt worden sein: „Vielleicht kann man da noch eine Windjacke erben." Wenn auch die Annahme des Gerichts zutrifft, daß die Nationalsozialisten keine unmittelbaren Raubabsichten gehabt haben, so sprechen doch die Aeußerungen, selbst, wenn es nur eine bloße Rederei ist, dafür, daß die Nationalsozialisten von einer ganz gewaltigen Rauflust erfüllt waren.

Ein mildes Urteil.

Mit geradezu vorbildlicher Energie wurde die Anklage seitens der beiden Staatsanwaltschaftsräte Stenig und Herff vertreten. In den Plaidoyers wiesen die Staatsanwälte darauf hin, wie groß die Gefahr für die öffentliche Sicherheit sei, und daß die Bestrafung der Täter als Staatsnotwendigkeit betrachtet werden müsse. Sie beantragten gegen die Hauptangeklagten Zuchthausstrafen bis zu acht Jahren, gegen die übrigen Angeklagten Gefängnisstrafen bis zu vier Jahren, sowie, soweit zulässig, mehrere Jahre Ehrverlust. Leider schloß sich das Gericht diesen Anträgen nicht an, und zwar deshalb, weil die Angeklagten sämtlich ganz junge Leute waren. So sehr man auch dieses Argument verstehen kann, so muß doch berücksichtigt werden, daß ein Menschenleben vernichtet worden war, und daß die Gefahr der Wiederholung ähnlicher Taten unbedingt besteht, wenn nicht die Abschreckungswirkung der Strafe ganz erheblich zutage tritt.

Als Vertreter des Nebenklägers hatte ich bereits im Plädoyer auf diese Gesichtspunkte hingewiesen und mich den Anträgen der Staatsanwaltschaft angeschlossen. Ganz besonders interessant waren, vom politischen Gesichtspunkt betrachtet, die Plädoyers der Verteidiger. Ausgerechnet sie als Verteidiger der Nationalsozialisten zitierten den Fall Jakubowski, ja sogar den Fall Dreyfus, bei dem die Verurteilung des Dreyfus gerade auf Antisemitismus zurückzuführen ist. Ferner forderten sie, daß man die Persönlichkeit der Täter in erster Linie berücksichtigen müsse, und daß man die modernen, d. h. demokratischen, Staatsgedanken nicht außer acht lassen dürfe. Es wurden Gedankengänge aus der Zeit der Französischen Revolution zitiert, Gedanken von Leuten, gegen die sich die Nationalsozialisten auf das wüsteste wenden. Es ist eben immer das gleiche Bild: Auf die Demokratie berufen sich am meisten die Feinde der Demokratie, wenn der demokratische Staat gezwungen ist, sich gegen sie zu wehren. Alle diese Argumente, auf die ich in einer Erwiderung auf die Plädoyers der Verteidiger zurückkam, blieben selbstverständlich unberücksichtigt, denn das Gericht wies ausdrücklich darauf hin, daß die Gefährlichkeit der Tat bei der Urteilsfindung mitberücksichtigt werden mußte.

Pressedrohungen.

Der Gang der Verhandlung ist in diesem Prozeß nicht wie in andern Prozessen gegen Nationalsozialisten durch Renitenz oder passiven Widerstand der Angeklagten offen sabotiert worden. Wohl mußte mehrfach auf Ersuchen des Staatsanwalts oder des Vertreters des Nebenklägers der Vorsitzende Zuhörer, Zeugen oder Angeklagte wegen kleinerer Ungebührlichkeiten zurechtweisen. Zu größern Zwischenfällen ist es aber, abgesehen von einigen persönlichen Zusammenstößen zwischen dem außerordentlich aktiven Staatsanwalt und den Verteidigern, nicht gekommen.

Wiederholt mußte ich allerdings zur Sprache bringen, daß die nationalsozialistische Presse mich als Vertreter des Reichsbannermannes in wüstester Weise angegriffen hatte. Es wurden Drohungen, Beschimpfungen usw. in den nationalsozialistischen Presseberichten geäußert, die jedoch in dem anhängigen Verfahren nicht erörtert werden konnten. Es dürfte jedenfalls unbedingt angebracht sein, daß in zukünftigen Fällen bei politischen Prozessen die Anklagevertreter und auch der Vertreter des Nebenklägers vor derartigen Angriffen geschützt wird, und daß die Justizbehörden sich, genau wie alle andern Behörden es tun, mehr mit diesen Presseberichterstattungen befassen. Die Angriffe gegen mich erfolgten zumeist deshalb, weil ich durch meine Fragestellungen versuchte, die geheimen Organisationen der Nationalsozialisten aufzudecken und ferner zu klären, ob und welche Verabredungen über die Zeugenaussagen getroffen seien. Auch die Verteidigung protestierte gegen Fragestellungen in dieser Richtung sehr oft.

Verhetzung und mangelnde Erziehung.

Auffallend war jedoch, daß die Angeklagten fast während des ganzen Prozesses lächelten und eine heitere Miene zeigten. Daß ein Mensch totgeschossen, mehrere verletzt waren, kümmerte sie anscheinend wenig. Sie lächelten! Hieraus kann man die Einstellung der Angeklagten ersehen: Es sind jugendliche, verhetzte Menschen, welche sich des Ernstes der Folgen ihrer Tat wahrscheinlich nicht klar bewußt sind, die aber gerade darum eine besondere Gefahr für die Allgemeinheit bedeuten. Es mag richtig sein, daß durch schwere Strafen diese jungen Menschen für das Leben vernichtet oder daß ihnen wenigstens das Weiterkommen erschwert wird. Viel schlimmer ist es aber, wenn durch diese Fanatiker immer und immer wieder Menschen in bestialischer Weise gemordet werden. Vielleicht würde man gerade durch höhere Strafen andere, ähnlich eingestellte Jugendliche vor solchen Taten abschrecken und damit sowohl den etwaigen Opfern, wie den etwaigen Tätern, einen Dienst erweisen.

Die Mütter der Angeklagten brachen, als das Urteil verkündet wurde, in Weinen, z. T. auch in Schreikrämpfe aus. Vielleicht haben sie dabei das Gefühl gehabt, daß die Erzieher dieser Jugendlichen nicht ganz unschuldig sind an dem furchtbaren Vorgange, daß vielleicht die Verhetzung zu verhindern mit ihre Aufgabe gewesen wäre. Die wenigsten der Angeklagten stammen aus proletarischen Kreisen. Meist waren es Angehörige des kleinen Mittelstandes. Ein Angeklagter und ein nationalsozialistischer Zeuge waren sogar Söhne von mittleren Polizeibeamten. Gerade in den kleinbürgerlichen Kreisen scheint also der erzieherische Einfluß auf die junge Generation besonders gering zu sein. Wahrscheinlich sind diese Jugendlichen auch deshalb dem Fanatismus verfallen, weil sie zu Hause stets und ständig die Kritik, das Schimpfen über die heutigen Verhältnisse und den heutigen Staat, nie aber ein Wort der positiven Kritik hören. Auch hier wieder: Die Hugenbergsche Einstellung als Schrittmacher für den Nationalismus.

Die Lehren, die wir aus diesem Prozeß zu ziehen haben, sind die: Noch schärferer Kampf der Polizei und der Strafverfolgungsbehörden gegen das politische Rowdytum, gegen die Bewaffnung der politischen Organisationen. Vor allem aber: Heran an die Jugend, Durchführung der erzieherischen Arbeit, um positiv eingestellte Staatsbürger des demokratischen Staates heranzubilden. —

Aube / Kriegsnovelle von Georg von der Vring

(Schluß.)

Zur abendlichen Feier versammelten sich im Holzkasino die 12 Offiziere des Bataillons. Sie begrüßten einander laut und freundlich, obwohl sich die meisten noch beim Kaffee gesehen hatten. Die Nachricht vom Siege bei St-Quentin war soeben durchgerufen worden. Diese Nachricht war ihnen eine Bestätigung ihres engen Lebens, machte sie wieder wichtig; sie erzeugte in ihren Köpfen ein leichtes Fieber, denn der Krieg würde mit diesem Schlage vielleicht endigen. Auch Aube, den Schröder zurückgehalten hatte, war begeistert. Man stand im Kreise, während Ordonnanzen das Essen hereintrugen. Aube blickte nicht auf, denn der Gegenstand seiner Begeisterung stand nicht mit hier, sondern war jene Siegesnachricht.

Ein älterer Leutnant neben ihm sagte: „Damals hatte ich bereits die Ehre, die zweite Kompanie zu führen . . ." Er wippte auf den Absätzen, die Umstehenden lächelten erfreut über das Wort „Ehre", es war ihnen lieb, das Wort — harmlose Geister waren in ihnen losgelassen. Aube dachte: Ob sie hier alle ihre Gedanken verstecken? Manchmal hob er seinen Blick zu einem großen schwarzbärtigen Feldwebelleutnant, der in unruhiger Bescheidenheit drüben vorm Ofen stand — hob zu diesem seinen Blick, den glänzenden Blick eines Kindes, in dem Lichter glitzerten. Nun lächelte er, Aube; die andern erzählten, waren voll Witz. Er aber lächelte mit, denn als Soldat wußte er, daß er nicht auffallen dürfe; außerdem hatte er die Absicht, den Feldwebel-

leutnant anzustecken. Jener aber lachte nicht, war unsicher; er hielt sich militärisch, kaute aber auf einer der Bartspitzen und richtete ergeben glühende Blicke nach allen Seiten.

Jetzt erschien der Adjutant mit dem Rittmeister. Er wurde aus dem Mantel genommen, war ein alter Mann, obwohl erst ein Fünfziger. Sein dichtes Haar, lange nicht geschnitten, stand starr und sandgelb von den Schläfen ab. Er hieß Zylow. Der Adjutant war daheim Teilhaber einer großen Pianofirma, ein ernster Mann mit großer Stirn, einzig in seine zwei Kinder verliebt. Zylow trug ein Einglas, ging vorsichtig zum Tisch. Der Adjutant folgte ihm verschlossen.

Es gab Königin-Suppe und dann gebackenen Hecht. Man blieb bei Weißwein; Rittmeister von Zylow erhob sich, hielt eine Rede. Aube pochte das Herz; doch fiel jener nicht um, war nicht so kraftlos, wie es oft schien — seine eisengrauen Augen rollten wie aus Glas, sein Mund aber drückte eine unsinnige Heiterkeit aus, als er sprach. Aube war's ein Dorn im Auge, denn dieser Mann gehörte längst ins Bett; und wie komme ich dazu, sagte er sich, dieses mir anzuhören, wo ich doch beinahe nichts mehr habe, was mich noch angeht; ich wollte doch in St-Faubourg meinen endlosen Schlaf beginnen; ich wollte doch in Loison des lieben Majors Schüler werden im Vergessen; hier aber werde ich nur verschüttet und reif für den Arzt und fürs Erholungsheim. Er faltete unterm Tisch die Hände, mußte Tränen verdrängen.

Dort aber schilderte nun der Rittmeister das Losbrechen der fünf deutschen Armeen zwischen Arras und Reims (der Adjutant verbesserte gleichmütig: la Fère) — „und la Fère", und sprach von dem Ruhm, den diese Truppen wieder an ihre Fahnen geheftet hätten. Später kam er auf sein Bataillon und freute sich, feststellen zu können, daß „wir bereits in den nächsten Tagen an die Front gehen werden. An welcher Stelle" — hier unterbrach er sich und setzte das Glas ins Auge — „ist geheim". Dann noch fügte er entschieden und ernsthaft hinzu: „Wir alle, meine Herren, haben in diesem Kriege nur e i n e Pflicht und Schuldigkeit, nämlich die — zu fallen!"

Er kam zu Ende, leerte sein Glas auf Kaiser und Reich. Richtig dachte Aube, ich hatte es fast vergessen, bin ein schlechter Soldat — und trank. Nach einer Pause begannen die Leutnants zu schwatzen. Des Adjutanten starrer Blick, vom hohen Stehkragen gehalten, ging ins Leere. Wir werden fallen, dachte mancher, und — Prosit, Herr Kamerad! Wir haben die verdammte Pflicht und Schuldigkeit, zu fallen. Mancher aber hat auch Glück. Dies mit der Front stimmte Aube sofort traurig, weil er doch sein Versetzungsgesuch nicht schreiben könne. Um einem Marschbefehl zur Front auszuweichen, dazu war er — zu sehr Soldat, oder — zu ängstlich. Dann sagte er sich: Wir werden sehen, wohin es geht; es rennt zu einem Ziel; am Ende ist's ein sehr schöner Schützengraben.

Die Leutnants führten jetzt leichte Gespräche, so über die Etappe. Schröder hatte auf der letzten Verladestation vor Verdun zwei Hauptleute beobachtet, die mit Rotekreuz-Schwestern soupierten. So war's, von Fallen war keine Rede. Plötzlich hatte sich der bärtige Feldwebelleutnant in aller Einfalt und vielleicht nach langem Kampf entschlossen, auch einmal zu sprechen. Er erzählte von Loison und von dem Major der Flamga. In seinem ganz verlegenen Hohn zielte er in die Runde, begeistert, jetzt den ewigen Damm überflutet zu haben:

„Er trug eine schwarze Zivilweste, weiße Hemdärmel, wie ein Bauer am Sonntag, hatte Filzpantoffel an und sagte zu mir: Warum reden Sie immer vom Krieg, mein Lieber! — Ich falle nicht mehr."

Der Rittmeister schlief wohl jetzt; der Adjutant, eben im Begriff, ihn zu wecken, bemerkte mit Nachdruck:

„Sie sprechen von einem Major, denke ich!"

Der Feldwebelleutnant schüttelte sich und kreuzte stumm die Arme. Er war Förster, lebte im Wald. Aube hätte ihn verstehen müssen, fühlte aber seinen Major angegriffen, fühlte zugleich den Boden unter sich knacken, als ob etwas wegbräche, und — war schon aufgesprungen. Nicht viel sah er, hatte zu hastig getrunken. Als man durch Erheben von den Sitzen des Rittmeisters Hinausgelangen zur Kenntnis genommen hatte und wieder saß, stand er noch immer, hob die Hand und begann eine Rede.

„Sie sind da in einem großen Irrtum", stammelte er, die Augen voll Trotz. „In einem bestimmt sehr großen Irrtum. Ich werde es Ihnen erklären. Man muß es mir glauben. Das mit der Weste stimmt genau, doch finde ich es in Ordnung. Hemden tragen wir alle, Pantoffel auch. Ich bitte alle Kameraden, nicht zu lachen, denn es ist mir ganz bestimmt sehr ernst damit, wenn ich hier nochmals betone, daß der Major in Loison einer Verwechslung zum Opfer gefallen ist."

„Sie reden ausgezeichnet!" rief Schröder. „Weiter."

Der Feldwebelleutnant widersprach mit einem hartnäckigen Kopfschütteln, erst ernst, dann in nachsichtigem Triumph.

„Ach, daß Sie mir glaubten!" rief Aube. „Es ist eine so kindische Verwechslung. Darüber auch könnten Sie sich doch gar nicht freuen, wenn's wahr wäre, was Sie ihm in den Mund legen. Das möchte ich doch wissen, was für ein Dienst Ihnen damit geleistet wäre. Wir werden alle fallen . . .", er verhaspelte sich, tastete mit den Händen in die Luft, „wir werden bald alle tot sein . . ."

Schröder sagte bedächtig: „Ich glaube auch nicht an dies Märchen. Wer spräche es wohl so glatt aus: Ich falle nicht mehr — selbst, wenn er es dächte. Unwahrscheinlich. Gut gesprochen, Aube, trinken Sie erst einmal!"

„Unverschämte Behauptung!" rief jemand.

Aube trank, seine Hand zitterte das leere Glas nieder. Dann kam ihm ein neuer Gedanke:

„Es wäre allerdings möglich, daß der Major dies Wort gesagt hat, man muß nur den Ton in Rechnung ziehen. Dann nämlich wär's Ironie . . ."

Der Feldwebelleutnant war sich nicht klar über „Ironie", hob ungläubig die Achselstücke. Aube weiter:

„Ich nämlich weiß es, daß es nicht den Tatsachen entsprechen kann, daß es unmöglich wahr sein kann, daß . . ., ich nämlich weiß es, daß der Major in Loison noch fallen wird . . . genau wie wir alle . . . ach, daß Sie es mir glaubten . . . und wie Herr Rittmeister es vorhin ausgesprochen hat. Das weiß ich, weil ich ihn kenne!"

„Hallo!" rief jemand mit komischer Stimme. Alle sahen sich mit ergötzten Gesichtern an.

„Kommen Sie zum Ende", sagte Schröder, „aber teilen Sie uns noch kurz mit, wenn's beliebt, durch wen Sie es erfahren haben. Einfach die Instanz, ohne alle Umschweife."

Aube sah seinen verschlagenen Blick in vollem Spott und fühlte, daß er zu viel behauptet hatte. Noch setzte er sich nicht, mußte ja noch seine Antwort erteilen. Der Feldwebelleutnant strich seinen Bart, denn er war diesmal an der Unterhaltung nicht unbeteiligt gewesen. Da sah Aube zu ihm hinüber und sagte leise und voll Bosheit: „Ich werde es Ihnen mitteilen", und flüsternd „Ihnen allein, später." Worauf jener aufsprang und mit einer erregten Verbeugung dankte.

Die lange Stille, welche hierauf eintrat, deutete Schröder unter allgemeinem Gelächter so: „Eben kam ein kleiner Leutnant in den Himmel."

In dieser Nacht blieb Aube in St-Etienne und lag in Schröders Zimmer. Er konnte nicht einschlafen. Der Mond störte ihn, er schien durch die Fugen der Wand. Er wollte nun jedoch nicht mehr an den Major denken; vielleicht auch war der in diesem Augenblick bereits gefallen. Ganz deutlich sah er ihn bei seinen schlagenden Schläfen, in Filzpantoffeln und Hemdärmeln, ein Bauer am Sonntag, sah ihn in seinem Zimmer und wie er lautlos von der einen Wand an die andre schritt, sich im Vergessen übte. Wer ist denn Aube? hörte er diesen dicken Schatten murmeln. Aube? — ich werde einige Wochen nachdenken müssen . . . Und er wanderte, den Brief in der Hand.

Der kleine Hund, der mit im Zimmer war, erhob sich dann und kam zu ihm heran. Aube vergaß die Gestalt, blieb ruhig liegen, streichelte den Hund und fühlte seine feuchte Zunge. Schützengraben — dachte er, hatte schon viele Schützengräben bewohnt. Wo es auch sein mochte, stets hatte er dort ein Asyl. Sie führten durch Aecker oder Wiesen oder Wald oder verschüttete Dörfer, nicht anders als Landstraßen. Man wanderte, wenn man wollte, von Basel bis ans Meer, dabei starb man gewiß einmal den Tod. Die Stelle — ist geheim.

Plötzlich fiel ihm sein erster Graben ein, und er sah eine Mütze emporfliegen. Drei Jahre war's her, da hatte er, der Kriegsfreiwillige Aube, am Yserkanal durch seine Schießscharte und durch die jenseitige einen Engländer in den Kopf geschossen, so daß die Schottenmütze emporgestiegen war mit ihren hellen Bänderchen. Nun sah er manchmal dies Mützchen schweben. Damals war er stolz gewesen auf seinen Schuß, hatte auch ein Lob bekommen, ja — dies aber verfing heute nicht mehr, Stolz und Lob waren fort und das Bild der schwebenden Mütze war zu seiner Unterhaltung geblieben. Es ist Uebung, sagte der Major — er aber, Aube, hatte sich wohl im Erinnern geübt.

Endlich dann kam er in Schlaf, hieb aber manchmal um sich, so daß der kleine Dachshund wieder herzulief und emvorsah. Später fiel etwas herunter auf seine Oberschenkel, etwas hartes, vielleicht ein Regal, das über dem Bette gehangen hatte. Er stieß es fort, schlief wieder und wieder.

Gegen Morgen geschah es, daß er jemand sah in seinem schönen Traum, nämlich „sie". Er hatte sie also sich doch aufbewahrt, die junge Frau. Als ein leichter Schatten war sie da und ihm nahe, solch eine Liebe hatte er nie geahnt, noch gefühlt. Sie wurde erst jetzt seine erste Liebe. Er behielt ihr Bild eine ganze Weile in der Nähe. Sie hatte eine schmale Nase, diese Nase hatte hier nun einen Schatten, auch die volle Backe hatte einen Schatten, das Haar war ganz Schatten, der Hals — da erhob sie sich trotz seiner Beschwörung, und brachen die Schatten über das Ganze. Sein Herz schlug ihn wach. Es war schon hell in der Stube. Das Regal lag vor seinem Bett, auch eine offne Zigarrenkiste, er selber in einem Gewimmel von heilen und zerdrückten Zigarren . . .

*

Eine Woche später kam der Marschbefehl. Auch die Champagnefront war in voller Unruhe. Das Bataillon würde die Stellung links von Tahure besetzen: Abschnitt Briqueterie. Am folgenden Morgen zog es sich weiter links, der Wand des Argonner Waldes zu, um vorerst in einem neuen Ruhelager die Bagage abzustellen.

Aube ritt auf seinem schwarzen Pferde eine Straße hin, mitten durch Wald. Die Kompanie war zurückgeblieben in Challerange, bei der Feldküche zu rasten, das Bataillon war vorn verschwunden. Der Wald hatte die grünen Blätter bekommen. An der Front, fern, wurde getrommelt. Das ist nun alles zu Ende, dachte Aube; als ich Junge war, als ich groß wurde — alles dies ist zu Ende. Es ist irgendwo zurückgeblieben, drüben, wohin die feindlichen Bombenstaffeln fliegen. Ich wurde geboren in St-Faubourg. Ich bin ein Kind, klein und zart. Nirgends ist hier ein Spiegel, der mir's bestreitet. Ich werde jung bleiben und in der Jugend sterben. Man läßt Kinder nicht in einen Krieg ziehen! Ich darf auf alles, was ich mir einst ausdachte, ein munteres Leben auf dieser Erde, verzichten.

Jene Mutter, die kraushaarige, früh alt gewordene — nur daß sie kraushaarig und alt gewesen, war ihm noch im Gedächtnis geblieben. Jener Vater aber — er hatte ja sein Stück Leben, das er, Aube, doch war, seinen hilflosen Sohn verlassen. Damals hilflos, heute — bewehrt! Heute ein guter Sohn, ein ganz ergebener Sohn einer andern Mutter, welche ihm die erste nicht verdrängte noch aufhob, sondern sich mit ihr verschmolz — und so der ersten das gleiche nachtat, nämlich, sich wieder aufzumachen und fortzureisen. So war er nun zum zweitenmal allein, doch das war ja ganz und gar kein Grund zur Trauer. Zeitlichkeit und Gegenwart in der Liebe, ihm war es nicht überaus wichtig. Er saß im Sattel, er war ein ganz getroster, ein beinahe schneidiger Leutnant. Er ritt durch den Wald, es wehte eine Luft, wie die Luft des jugendlichen Lebens weht. Diese Hand, welche die Zügel hielt, war noch heute angefaßt in einem verborgenen Sinn.

Aube wendete das Pferd, spornte es gelind, kam im Trab in die Ruinen von Challerange geritten und sah den Rauch der Feldküche steil ins Laub einer Linde aufsteigen. Die Kompanie hatte abgesessen, die Schützen lagen im Gras oder suchten nach Soldatenart die Gegend ab. Drüben schien durch die Bäume ein heller Turm wie ein Zuckerhut. Der Feldwebel ließ antreten. Eben, als sich die Leute unter den Augen des Leutnants hinter den Gewehrwagen ordneten, erblickte dieser einen jungen Soldaten, der als letzter über einen halb zerstörten Zaun stieg, einen Strauß mit Primeln in der Hand. Aube sah ihn an, kannte ihn noch nicht; er gehörte wohl zu dem Ersatz, der seit einer Woche für die Abgänge von Verdun aus Deutschland eingetroffen war. Noch dachte er dies — da erkannte er mit jähem Schreck, daß die Züge dieses Soldaten aufs genauste denen seiner Mutter aus St-Faubourg glichen, trotz ihrer Schmalheit und Jugend denen seiner Mutter in St-Faulbourg ganz und gar glichen! Unbeweglich und bleich saß er, zog am Zügel, so daß der Mohr auf die Grasböschung zurücktrat und schnaubte. Der Soldat aber, der den Blick seines Kompanieführers auf sich geheftet fühlte, blieb plötzlich mitten auf der Straße stehen, wendete sich her, nahm Haltung an und ließ die goldbraunen Primeln zur Erde fallen. „Aufheben und eintreten", murmelte Aube. Dann gab er das Zeichen zum Weitermarsch.

Eine der Primeln aber war hier noch liegengeblieben. Als die Kompanie um die Dorfecke bog, stieg Aube ab und griff sie sich. Das also ist sie! dachte er und empfand in diesem Augenblick, daß sein Leben im Begriff sei, sich zu vervielfältigen, sich zu dehnen. Er küßte die liebe Blume, sie war ein wenig schmutzig, sie roch nach dem alten Frühling der Welt. — O Gott, flüsterte er, laß mich beten! — Dann, den Fuß bereits im Steigbügel: Du bist ganz nahe in Zeit und Gegenwart! — Mit einem heißen Schaudern, in dem Glück und Schmerz sich mischten, stieg er in den Sattel und ritt langsam, die Blume, die Blume in der Hand, dem jungen Soldaten nach . . .

Scherenschnitte von Georg Hempel.

Der neidische Landsturmrekrut

Neidisch sein ist sonst nicht meine Sache. Aber einmal war ich doch neidisch in meinem Leben, ganz entsetzlich neidisch, so neidisch, daß ich mich nicht wiedererkannte. Und das war draußen im Felde, an der russischen Front bei D u b a t o w k a, wo ich, der Landsturmrekrut mit nur einem Augenlicht, meine ersten Kriegsdienste tat. Ich muß die Sache erzählen.

Wir waren von Wilna ab nach Osten so schnell vorwärtsgedrungen, daß die Verpflegung nicht nachkommen konnte. Vor unserm Drahtverhau dehnte sich ein mächtiges K a r t o f f e l f e l d, und das mußte uns nun die tägliche Nahrung reichen. Alle Stunde kletterte einer aus der Gruppe durch die spanischen Reiter und wühlte einen alten Eimer voll Erdäpfel aus. Alle Stunde wurde eine neue Wucht von Pellkartoffeln auf dem Feuer zwischen den Feldsteinen im Unterstand gar, und alle Stunde schlangen wir ein Kochgeschirr der mehligen Bodenfrüchte herunter. Der Hunger war mit dieser Speise nicht zu befriedigen, und alle paar Minuten mußten wir hinaus, um Wasser zu lassen. Man fühlte sich schlapp und zerschlagen, man hoffte von einem Tag zum andern auf den Furier, man sehnte sich nach der Post und den Paketen aus der Heimat. Wir hatten keinen Tabak und kein Brot, wir besaßen weder Fett noch Salz, wir hatten n u r K a r t o f f e l n u n d w i e d e r K a r t o f f e l n; und es ist wohl mancher Zentner gewesen, mit dem ich versuchen mußte, mich zu ernähren.

Eines Tages wurde ich nach hinten befohlen, in den schönen, stillen Wald, wo die vier Schreibstuben des Bataillons lagen. Ich mußte natürlich w a r t e n, wie der Soldat immer warten muß, und schlenderte zwischen den eben fertiggestellten, aber recht gefälligen Feldwebelhäusern hin. Und was mußte ich da sehen? Ein Küchendragoner briet in einer richtigen Pfanne für die vier Feldwebel K a r t o f f e l p u f f e r. Die Herren saßen um einen primitiven Tisch im Kreis; einer war immer eifriger beim Essen und Würgen als der andre; und der Kamerad am Feuer hatte genügend zu tun, um immer wieder den weißgrauen, rohen Kartoffelbrei in den Tiegel zu bringen und auf beiden Seiten bräunen zu lassen. Und die Schmauser hatten auch Salz, richtiges Salz, mit dem sie ihre Puffer würzten.

Und da war ich n e i d i s c h. Ich war neidisch, obwohl ich in der Heimat mir niemals etwas aus Kartoffelpuffer gemacht hatte. Wenn ich ihn schon aß, so begnügte ich mich mit einem, um nicht hungrig vom Tische zu gehen; und mit Salz kriegte ich ihn überhaupt nicht herunter, ich mußte schon reichlich Apfelmus oder Obstsauce dazu haben. Und hier auf einmal war ich gierig wie ein Tier und konnte mich an meinen vier Vorgesetzten vergreifen, um an ihrer Stelle das Zeug zu verzehren, das keinen Anspruch auf lukullische Feinheit besaß. Es meldete sich der Mensch, der nur von schieren Kartoffeln lebte, der noch weniger hatte als Kartoffelpuffer.

Da stand ich nun und wandte keinen Blick von den vier Feldwebeln. Ich hatte einen bittern Geschmack im Mund, und der kam jetzt nicht von meinem Hunger, sondern weil die „Fresser" nicht das Herz hatten, mich zu ihrer Mahlzeit einzuladen und mir ein Stück, ein winziges Stückchen Kartoffelpuffer abzugeben. Voll W u t und unsagbarem N e i d trollte ich hernach wieder in meine Stellung zurück, um mich da in alter Weise über meine Pellkartoffeln herzumachen, die mir nun noch weniger behagten als vorher. Es war ein großes Glück, daß ein paar Tage später für jede Gruppe der erste H e r i n g kam. Mit einem Neuntel seines dürftigen Umfangs stellte er das moralische Gleichgewicht bei mir wieder her und sorgte dafür, daß ich nicht Schaden an meiner Seele nahm.

K a r l K a r s t ä d t.

Faschistische Blütenlese

Gegen die Reichsregierung.

Die republikanischen Minister, die im Haag um die deutschen Tribute feilschten, haben dortselbst das schamloseste Manöver inszeniert, das jemals von einer Regierung gegen ihr eignes Volk gemacht wurde: Sie haben sich durch Annahme der fluchwürdigen Sanktionsformel ihre eigne Parteiherrschaft durch die Bajonette des Feindes garantieren lassen. Ihre Macht ruht nun nicht mehr auf der Liebe des Volkes, sondern auf den Kanonen seiner Unterdrücker . . . Je deutlicher diese Rolle auch für die Oeffentlichkeit sichtbar wird, um so tiefer frißt sich der Haß gegen dieses Schandsystem ein und um so eher wird das Volk selbst diese unwürdige und schamlose Tyrannei von sich abschütteln.

„Der Angriff", Berlin, Nr. 10, 2. 2. 30. (Aus der politischen Wochenschau Dr. Goebbels.)

Beschimpfung der Republik.

Die heutige Form der Republik hängt wie ein eitriger Schorf um den Körper der Nation, sie ist nicht reformfähig, sondern reif, abgeworfen zu werden.

„Völkischer Beobachter" Nr. 1 vom 1. 1. 30. Aus einem Artikel: 1930. Von Chefredakteur Rosenberg.

Gegen das „System".

Das ganze System verfault am lebendigen Leibe. Die Leichenwürmer ringeln sich in den Fraktionszimmern herum und wollen glauben machen, daß sie Drachen sind voll Glut und Willen. Schmiere! Und eine schlechte dazu.

„Völkischer Beobachter". 58. Ausgabe. 11. 3. 30. Artikel: „Das verfaulende System."

Gegen Hindenburg.

Alter schützt vor Dovheit nicht . . . Ick habe mein Hindenburchbild, steht soja sein eijnhändj Namszuch drunta, schon zwee Jahre von de Wand jenom, jestan hab icks in Ofn jesteckt. Ick habe ooch „Befreia" jespielt, ick habe mir von Hindenburchen befreit.

„Der Angriff". Dialektecke. (Stieke! Jetzt redt Orje!) Berlin. Nr. 22, 16. 3. 30.

Gegen Stresemann.

Deutschlands Außenminister Gustav Stresemann, Inhaber des Kontos S. Gustav, wurde, wie an den Telegrammtafeln heute früh zu lesen war, vom Schlage getroffen. Ein Aufatmen geht durch das nationaldenkende deutsche Volk, daß Stresemann nicht mehr ist, und daß Gott so viel Erbarmen zeigte, ihn aus seiner fluchwürdigen Tätigkeit jäh herauszureißen.

Der „Donaubote", Ingolstadt, 3. 10. 29.

Gegen Severing.

Der kleine Kläffer in Berlin, der unsern nationalsozialistischen Minister Dr. Frick in Thüringen wie besessen anbellte, ist arbeitslos geworden. (Hoffentlich bleibt er es auch! Das wünschen wir Herrn Severing von ganzem Herzen!)

„Nationale Volkszeitung", 28. 3. 30. (Oberfranken und Vogtland.)

Gegen Wirth.

„Das ist ja höchst beachtenswert, da uns bisher unbekannt war, daß der linke Zentrumsmann, Bolschewikenfreund und Holzkonzessionär in Sowjetjudäa, Joseph Wirth, Wert auf den Begriff Nationalehre legt."

„Völkischer Beobachter" Nr. 121, 25. 5. 30. Artikel: „Herr Joseph Wirth."

Den rosijen Joseph rin! . . . Ja siehste, werste man Steißpauka jebliebn unn hetest die armen Schuljungs mit Mathematik unn so jekwelt, da hettste villeicht uff, na sagn wa jutwillich, uff 900 Stück jebracht, aber weeste, mein Junge, ein janzet Volk vorn Kateda zu setzen, det is doch een bißchen hapich, findste nich ooch?

„Der Angriff", Nr. 50, 22. 6. 30. (Dialektecke.)

Gegen den Staat.

Wir müssen den Staat bekämpfen, den Staat unmittelbar, ihn ruinieren, zersetzen, vernichten . . . Hinein mit dem Karren, Volldampf und hemmungslos hinein mit ihm.

„Nationalsozialistische Briefe", 15. 4. 30. (Hartmut Plaas.)

Gegen die Reichsregierung.

Brandmarkt sie mit dem Kainszeichen des Verräters! Schreit es ihnen offen ins Gesicht: Agenten Frankreichs! (Darauf folgte Beleidigungsklage von 18 Ministern und Verurteilung.)

„Ostdeutscher Beobachter". 20. 10. 29. Erich Koch über die Minister. Artikel: „Die Agenten Frankreichs".

*

Verurteilte nationalsozialistische Zeitungen

Der Redakteur Marrenbach wurde im Juni 1930 wegen Beleidigung des Ministers Grzesinski verurteilt. Die Beleidigung stand im „Oberbergischen Boten".

Im April 1930 wurde der „Schlesische Beobachter" wegen Verstoßes gegen das Republikschutzgesetz auf 3 Monate verboten.

Im Februar 1930 wurde der „Angriff" wegen Beleidigung des Polizeivizepräsidenten Weiß zu 500 Mark Geldstrafe verurteilt.

Im Januar 1930 wurde der „Führer" (Karlsruhe) vom Amtsgericht beschlagnahmt. (Eine Nummer.) Beleidigung des Badischen Landtags.

Paul Baum vom „Niedersachsenstürmer" wurde wegen Vergehens gegen das Republikschutzgesetz zu 3 Monaten Gefängnis verurteilt. (Ende 1929.)

Gegen den Schriftleiter Schumacher vom „Westdeutschen Beobachter" ist im Juli 1930 ein Verfahren wegen Minister-Massenbeleidigung eröffnet.

März 1930 wurde Erich Koch vom „Ostdeutschen Beobachter" wegen Beleidigung von dreizehn Ministern zu 2000 Mark Geldstrafe verurteilt.

*

Hakenkreuz Mordhetze

Frick auf dem Reichsparteitag der NSDAP. in Nürnberg 1927:

„Die Nationalsozialisten sehnen den Tag herbei, an dem der bekannte Leutnant mit zehn Mann diesem Teufelsspuk von Parlament das verdiente unrühmliche Ende bereitet und die Dämme frei macht für eine völkische Diktatur."

1929 im Oktober in einer Versammlung in Pyritz:

„Dieser Schicksalskampf wird zunächst mit dem Stimmzettel geführt, er kann aber nicht von Dauer sein, denn die Geschichte hat uns gelehrt, daß im Kampfe Blut fließt und Eisen gebrochen wird. Wir sind entschlossen, mit der Faust zu verteidigen, was wir predigen! Genau so wie Mussolini in Italien die Marxisten ausgerottet hat, so muß es auch bei uns mit Diktatur und Terror erreicht werden."

Dr. Goebbels in der ersten Ausgabe seiner Druckschrift „Der Nazi-Sozi":

„Was dann? Dann beißen wir die Zähne aufeinander und machen uns bereit. Dann marschieren wir gegen diesen Staat, dann wagen wir den letzten großen Streich um Deutschland. Aus Revolution des Wortes wird dann Revolution der Tat. Dann machen wir Revolution, dann jagen wir das Parlament zum Teufel und begründen den Staat auf der Kraft deutscher Fäuste und deutscher Stirnen."

Gregor Straßer bringt die Mordtheorie auf folgende Formel: „Jeder, der nicht Nazi ist, oder wenigstens ihren Befehlen bedingungslos Folge leistet, ist ein Vaterlandsverräter, denn Nazismus ist Deutschland. Wer wider die Nazis ist, ist wider Deutschland."

Hitler trainiert beizeiten, Blut zu sehen. Sein Biograph Schott schreibt:

„Stühle splittern, Maßkrüge fliegen, aus klaffenden Wunden fließt Blut . . . Adolf Hitler steht auf dem Podium mit verschränkten Armen und schaut dem Toben zu."

Hitler im 22. Heft der „Nationalsozialistischen Briefe" vom 15. 5. 1929:

„Bevor nicht die Laternenpfähle vollhängen, wird keine Ruhe. Köpfe werden in diesem Kampfe rollen, entweder die unsern oder die andern. — Also sorgen wir dafür, daß die andern rollen." Weiter bekundet er seine Blutrünstigkeit und sagt: „Seid überzeugt: wir werden's übers Herz bringen . . . Barmherzigkeit ist nicht unsre Sache."

Mord, kaltblütiger, barbarischer Mord, das ist nach ihm die Lösung der politischen Aufgabe. Die Nazisten haben den gewohnheitsmäßigen Mord in die Politik eingeführt. Jeder Tag bringt neue Meldungen über organisierte und brutal durchgeführte Ueberfälle. Hier wird ein einzelner Passant auf viehische Weise ermordet — dort findet ein Angriff auf Andersdenkende statt.

Revolver, Dolche, Schlagringe, Totschläger treten in Tätigkeit. Allein von April bis Juli d. J. sind es 215 Tote und Schwerverletzte, die von Nazi-Mördern fielen. Dem routinierten Verbrecher- und Bandentum gilt es ein energisches Halt entgegenzusetzen.

Wer sind die Verantwortlichen für diese Mordhetze?

Einzig und allein die Führer, die in Reden und Schriften zu diesen Gewalttätigkeiten und Morden auffordern sowie zum Staatsumsturz ihre Mitglieder aufreizen. Würden diese Aeußerungen nicht von Nazis, sondern von Personen links eingestellter Organisationen gemacht, so hätte sich der Oberreichsanwalt längst jeden einzelnen gekauft, um ihm den Prozeß zu machen. Diese ausgesprochenen Feinde der Republik und der Verfassung werden mit Glacéhandschuhen angefaßt.

Wie sehen Hitlers Edelnazis aus?

Räuber, Diebe, Zuhälter, Sittlichkeitsverbrecher und Landstreicher.

Das große Schöffengericht Mannheim hat neun Mitglieder der Nazioten wegen Ueberfalls auf das Mannheimer Reichsbanner zu Gefängnisstrafen verurteilt. Unter den Verurteilten befinden sich nachstehende Zierden der Partei Hitler:

Johann Schmidt, 27 Jahre alt, acht Vorstrafen für Diebstahl, schweren Diebstahl im Rückfall usw. Die letzte, im Jahre 1924 verhängte Strafe wegen schweren Raubes lautete auf 6 Jahre Gefängnis und 10 Jahre Ehrverlust. Schmidt ist erst im Januar d. J. wieder aus dem Gefängnis gekommen.

Schiffer Albert Klingler, 27mal vorbestraft wegen Bettelns, Betrugs, Landstreicherei usw.

Schuhmacher Paulus, dreimal vorbestraft.

Emil Schuck, 21 Jahre alt, mit einigen Monaten Gefängnis wegen Widerstands gegen die Staatsgewalt und versuchter Gefangenenbefreiung vorbestraft.

Zimmermann Erwin Ludwig, wegen Zuhälterei vorbestraft.

Kaufmann Harnischfeger, mit einer längern Gefängnisstrafe wegen Sittlichkeitsverbrechens vorbestraft.

Diesen Idealfiguren Hitlers stehen würdig andre zur Seite.

SA.-Mann Hiller (Breslau), Gruppenführer, wegen Blutschande an der eignen Tochter mit 1½ Jahren Zuchthaus bestraft.

Allgrim (Mecklenburg) wegen fortgesetzter Amtsunterschlagung 2½ Jahre Zuchthaus.

Miermann (Schwerin) wegen Kindesraubes und Mädchenschändung zu 1 Jahre 1 Monat verurteilt.

Sturmführer Wilhelm Fink (Stettin) wegen fortgesetzter Unterschlagung zu 6 Monaten Gefängnis verurteilt.

Dr. Focke, Vorsitzender der Ortsgruppe der NSDAP. in Beeskow, wegen Mißbrauchs eines minderjährigen weiblichen Lehrlings (17 Jahre) und Verleitung zur Abgabe einer eidesstattlichen Versicherung zu 8 Monaten und 2 Wochen Gefängnis verurteilt.

Beliebig könnte die Reihe der neuzeitlich verübten Verbrechen durch Hitler-Anhänger verlängert werden. Gewinnt nicht jeder anständige Mensch den Anschein, daß die Nazi-Partei mit ihrem mehr als fragwürdigen Anhang alles mögliche ist, nur nicht das, was sie vorgibt zu sein, nämlich eine Organisation, die die Not des Volkes zu beheben gedenkt? Mit Abscheu und Verachtung muß sich jeder anständige Mensch von dieser mit Blut besudelten und zu allen möglichen Verbrechen auffordernden Organisation, mit dem politischen Strauch- und Raubrittertum als Anhang, abwenden — jenem Gesindel, das je nach der politischen „Konjunktur" in jedem radikalen Lager zu finden war und ist: bald bei den Bolschewisten, dann bei den separatistischen Banden der Matthes und Smeets und nun bei den Kämpfern ums „Dritte Reich"! —

Reichsbanner-Beobachter

Die Reichsflagge.

Weithin sichtbar ist in der Stadt M. ein vor einigen Jahren entstandener Bau: das Haus der Turngemeinde, das Heim der deutschen Turnerschaft, mit großem Gastwirtsbetrieb, der Schrecken der Saalbesitzer, erbaut mit starker städtischer Unterstützung. Weit über eine halbe Million hat der Bau gekostet, und noch heute leistet die notleidende Stadtgemeinde einen erheblichen Zuschuß zu den aufzubringenden Zinsen. Als Gegenleistung ist den hiesigen Volksschulen die Benutzung des dazugehörigen, großen Turnplatzes zugestanden worden. Auf Grund dieses Zugeständnisses sollte in diesem Jahre die Verfassungsfeier der Volksschulen dort abgehalten werden, verbunden mit einem Schulturnfest. Obgleich es keiner Erörterung darüber bedurfte, daß anläßlich der Verfassungsfeier die Reichsflagge gehißt wird, gestattete sich doch der Vertreter der Lehrerschaft, mißtrauisch geworden durch mancherlei trübe Erfahrungen, beim wohlbestallten 1. Vorsitzenden und städtischen Oberrealschuloberlehrer G. anzufragen, ob zum Beflaggen mit schwarzrotgoldnen Fahnen einige Fahnenmasten zur Verfügung stünden. Es wurde ohne weiteres vom Herrn G. eine Antwort im bejahenden Sinne erwartet, zumal der Herr Vorsitzende der Turngemeinde gern seine demokratische Gesinnung zur Schau trägt, Beamter ist, der einmal den Eid auf die deutsche Reichsverfassung geschworen hat, und auch ein annehmbares Gehalt in der deutschen Republik bezieht. Aber — weit gefehlt! Der Herr 1. Vorsitzende drehte und wendete sich und lehnte ab, selbst eine Entscheidung in dieser Frage zu treffen. Er berief sich auf einen Beschluß des Turnrats, nachdem nur eine „neutrale" Beflaggung in Frage käme, d. h. eine Beflaggung mit den Sachsen- und Stadtfarben. Das Ergebnis dieser Unterredung rief bei der Lehrerschaft Befremden, meist sogar Erregung hervor. Eine nochmalige Unterhandlung mit dem „neutralen" Vorsitzenden durch einen der Turngemeinde angehörenden Lehrer zeitigte kein andres Ergebnis. Der Herr Vorsitzende lehnte nach wie vor eine Entscheidung in dieser Angelegenheit ab und konnte sich nicht entschließen, seinen Turnrat noch an diesem Tage zusammenzurufen. In dieser Situation faßte die überwiegende Mehrheit der Lehrerschaft den Beschluß, von der Abhaltung der Verfassungsfeier auf dem Turngemeindeplatz abzusehen und dazu den städtischen Sportplatz zu benutzen, wo von vornherein die Gewähr gegeben war, daß die Reichsflagge aufgezogen werden konnte. Dieser Beschluß war dem Herrn Vorsitzenden der Turngemeinde doch etwas überraschend gekommen und veranlaßte ihn, noch an demselben Tage eine Turnratssitzung einzuberufen, was ursprünglich nicht ohne weiteres möglich sein sollte. Am nächsten Tage ging einem Lehrer folgendes Schreiben zu:

Sehr geehrter Herr T.!

Ganz abgesehen davon, daß es die Volksschulen so eilig hatten, das auf unsrer Turnplatzanlage geplante Schulturnen auf einen andern Platz zu verlegen, habe ich gestern nachmittag versucht, so wie ich Herrn Tr. und auch Ihnen am Vormittag durch den Fernsprecher schon sagte, noch für denselben Abend eine Zusammenkunft unsres Ehrenturnrates und Turnrates zu erwirken, um zu der durch Sie wieder aufgerollten Flaggenfrage erneut Stellung nehmen zu lassen. Nach eingehender Aussprache darüber ist einstimmig beschlossen worden, daß die Maßnahme und Handlungsweise des 1. Vereinsvorsitzenden in der fraglichen Schulturnangelegenheit völlig korrekt gewesen ist und vom Ehrenturnrat und vom Turnrat restlos gutgeheißen wird. Der 1. Vorsitzende hätte kein Recht gehabt, über diese Angelegenheit eigenmächtig zu entscheiden. In der Beflaggungsfrage wurde weiter einstimmig festgelegt, an den bisher durchgeführten Grundsätzen und Gepflogenheiten des Vereins festzuhalten, wonach die Beflaggung des Grundstückes nur durch den Verein erfolgen kann. Dabei sollen, um jedem Farbenstreit unter unsern Mitgliedern und Anhängern zu entgehen, nur die Vereinsfahnen, D.-T.-Fahnen, Landes- (weiß-grün) und Stadt- (weiß-rot) Farben aufgezogen werden. Um aber fremden Vereinen und Organisationen, welche auf unsrer Platzanlage eigne Veranstaltungen treffen, entgegenzukommen, wurde als gänzlich neuer Beschluß hinzugefügt, daß auf dem Platze bzw. auf den Erdterrassen zwei neue Fahnenmasten zu errichten sind, die der beliebigen Beflaggung der jeweils veranstaltenden Organisation oder Körperschaft überlassen sind.

Beschlußgemäß gebe ich vom Vorstehenden Ihnen als Verhandlungsführer in der fraglichen Schulturnangelegenheit Kenntnis mit der Bitte, davon auch ihre Herren Kollegen zu unterrichten.

Hochachtungsvoll
(Unterschrift).

Die Lehrerschaft hatte mit ihrem Beschluß recht gehandelt. Der Turnrat, in dem gutsituierte Stahlhelmanhänger und treue „teutsche" Turner sitzen sollen, betrachtet auch jetzt noch die deutsche Reichsflagge als „nicht neutral", die schwarzrotgoldne Fahne, unter der der alte Turnvater Jahn für deutsche Einheit und Freiheit gekämpft hat. Das Aufstellen der neuen Fahnenmasten auf Grund des neugefaßten Verlegenheitsbeschlusses wäre kaum zur rechten Zeit erfolgt, und die Verfassungsfeier hätte unter „neutraler" Beflaggung abgehalten werden müssen. Der Wettergott hatte dieselbe Auffassung wie die „voreilige" Lehrerschaft und sorgte dafür, daß bei herrlichem Sonnenschein vier schwarzrotgoldne Fahnen lustig auf dem städtischen Sportplatz anläßlich der Verfassungsfeier im Winde flattern konnten. Auf dem Turngemeindeplatz ist aber nun endlich auch die Möglichkeit gegeben, beliebig zu flaggen! Und so wird gar oft und bald Schwarzweißrot gehißt werden, trotz des Turnvaters Jahn und trotz der Mehrheit der Mitglieder, die nach Aussage des Herrn G. für Schwarzrotgold eintritt. Das Turngemeindehaus selbst aber und die dazugehörigen Terrassen werden auch fernerhin nicht durch die schwarzrotgoldne Fahne mit ihrer tausendjährigen Vergangenheit entweiht werden!

Hallo, wir putschen!

Man schreibt uns aus Hessen: „Wir putschen", so lautet der Kampfruf der Nationalsozialisten, wenigstens hier in Hessen. In aller Oeffentlichkeit reden die Agitatoren und Funktionäre dieser Partei vom kommenden Putsch nach den Wahlen. „Gnade euch Reichsbannerführern und Parteifunktionären der SPD., wenn wir die Macht haben", diese Anrempelung muß man sich immer wieder bieten lassen. Bis in die kleinsten Landorte wird den Funktionären der Partei und den Führern von Reichsbannerabteilungen das Erschießen oder Aufhängen nach dem Putsch prophezeit. Wenn in jedem Dorf ein Parteifunktionär der SPD. oder ein Reichsbannerführer am Pumpenstock hänge, oder auf dem Schindanger erschossen sei, so genüge dies vollkommen, die Ruhe zu sichern; aus Angst um ihr Leben würden die andern dann schon zu Kreuze kriechen. Ob 30, 40, 50 oder noch mehr nationalsozialistische Mandate im kommenden Reichstag, spiele gar keine Rolle, bis zum Jahresende habe die NSDAP. die Macht mit Gewalt an sich gerissen. Der neue Reichstag sei nur eine Formsache, nach der Wahl werde er doch bald nach Hause gejagt, um nie mehr wiederzukehren. Im Jahre 1931 gäbe es in Deutschland keine SPD. und auch kein Reichsbanner mehr. Die Angehörigen dieser Partei bzw. Organisation würden in erster Linie zur Arbeitsdienstpflicht herangezogen, und zwar als „Garde", die speziell für Wegebau bestimmt sei. Wer sich weigere zu arbeiten, werde unnachsichtlich erschossen oder solange mit der Reitpeitsche bearbeitet, bis der Geist des Marxismus den Körper verlasse, eher dürfe so ein verseuchter Körper nicht in geweihter deutscher Erde begraben werden. Das ist der Ton, in welchem die Nazis heute mit der Bevölkerung reden. Ich greife hier als Beispiel den Geschäftsreisenden einer Firma in Alsfeld heraus, der mit dem Motorrad die Kundschaft im Auftrage seiner Firma besucht, aber drei bis vier Stunden an einem Orte bleibt und für die NSDAP. agitiert, ebenfalls vom Putsch spricht, der in Vorbereitung sei, gleichfalls SPD.-Funktionären und Reichsbannerkameraden mit Erschießen oder Aufhängen droht, wenn das Dritte Reich errichtet sei. Billiger kann die NSDAP. keine Wanderredner bekommen, die Firma Kipping bezahlt die Spesen und für die Nazis wird gearbeitet. Den Reichsadler bezeichnete dieser Herr Welker als einen Pleitegeier, den ich Reichsbannermensch am längsten getragen habe. Die Nazis hätten Listen mit den Namen aller marxistischen Funktionäre, und ich hätte die Ehre, auch als Anwärter für eine Kugel oder den Strang, kostenlos geliefert vom Dritten Reich, zu gelten. Ich erwiderte dem Putschagitator, daß bei einem Putsch der Nazis die SPD., das Reichsbanner und die Gewerkschaften auch noch ein Wort mitzureden hätten, am Generalstreik würde ihr Plan schon scheitern. Da entgegnete dieser Mann, daß die NSDAP. auch schon mit dieser Angelegenheit gerechnet habe, er könne mir im Vertrauen sagen, daß es nicht zum Generalstreik komme, wenn doch, würde schon nach zwei Stunden wieder gearbeitet, wir hätten noch eine Reichswehr, das dürfe ich nicht vergessen. Drei ganz kleinen Offizieren würde wohl jetzt zum Schein der Prozeß gemacht, die Mehrzahl der Offiziere aber sei gut. Die Reichswehr stehe beim Putsch auf seiten der Nationalsozialisten. Wir Marxisten würden Augen machen über Vorgänge beim Putsch, die wir unter keinen Umständen erwartet hätten. Die Abteilung der Teno, welcher er angehöre, habe zur Vorsorge schon dreimal Züge auf der Strecke Gießen—Fulda gefahren, alles klappe, außerdem seien noch 72 Eisenbahner zur Verfügung, so daß diese Strecke auch bei einem eventuellen Generalstreik gefahren werde. Für die Lebensmittelversorgung seien Lastwagentransporte schon seit längerer Zeit griffbereit. Alles sei bis in kleinste organisiert, damit der Putsch klappt. Sofort bei Beginn würde man sich aller Funktionäre der SPD. und des Reichsbanners bemächtigen, dann werde man mit den führerlosen Massen rasch fertig. Alles Zappeln helfe nichts mehr, Adolf Hitler ergreife die Macht binnen kurzer Zeit, ohne einen Sozialdemokraten zu fragen. Wer keinen Schaden beim Putsch erleiden wolle, der gehe heute noch zur NSDAP., der wähle am 14. September die nationalsozialistische Liste.

Mag es sich hier auch um ein ganz unverantwortliches Gerede handeln, es ist doch typisch für die Gedanken, die in nationalsozialistischen Köpfen herumschwirren, und diese Gedanken sind eine Gefahr. Sie müssen uns zu energischen Gegenmaßnahmen zwingen. Reichsbanner, Alarm!

H. Müller (Oberohmen).

Internationale Beamtenbewegung

In Genf tagte vom 6. bis 8. August der dritte Kongreß der Internationalen Vereinigung der Beamten und Angestellten (IVBA.). Die Tagung, die sehr stark besucht war, und die Vertreter von zehn Ländern, nämlich Deutschland, Oesterreich, Frankreich, der Schweiz, Holland, Schweden, Polen, der Tschechoslowakei, Griechenland und Jugoslawien, zu gemeinsamer Arbeit und mehreren Kundgebungen vereinigte, verdient wegen ihrer allgemeinen Bedeutung besondere Beachtung. Die moderne internationale Beamtenbewegung unterscheidet sich besonders in einem Punkte sehr wesentlich von derjenigen der Vorkriegszeit. Sie interessiert sich nämlich nicht nur für Berufsfragen, sondern tritt gleichzeitig für die Verständigung der Völker ein. Man hat darauf verzichtet, lediglich mit egoistischen Forderungen an die Oeffentlichkeit zu treten, will vielmehr in einem breitern Rahmen gleichzeitig für die Versöhnung der Völker wirken. So hat z. B. die IVBA. im April 1929 der vorbereitenden Abrüstungskommission eine Entschließung überreicht und verlangt, daß endlich den Wünschen der Arbeiterschaft der ganzen Welt nach Frieden Gehör geschenkt werde. Durch eine solche Politik wird naturgemäß die Grundlage der IVBA. wesentlich erweitert.

Der Kongreß wählte zum Präsidenten den deutschen Reichstagsabgeordneten Albert Falkenberg, den Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Beamtenbundes, der in der von ihm herausgegebenen Vierteljahrszeitschrift „Der Beamte" seit längerer Zeit der internationalen Beamtenbewegung ein ganz besonderes Verständnis entgegenbringt. Generalsekretär wurde der Franzose Laurent. In dieser Zusammenarbeit eines Deutschen und eines Franzosen offenbart sich deutlich der wahrhaft verständigungswillige Geist der IVBA. —

*

Geistlichkeit und Nationalsozialismus.

Der „Bayrische Kurier" vom 21. August 1930 veröffentlichte folgende Erklärung des katholischen Stadt-Dekanats Ingolstadt:

„Es ist uns mitgeteilt worden, daß im Waldkirchener Bezirk von den Nationalsozialisten mehrere Versammlungen abgehalten wurden, wobei immer die Behauptung auftauchte, daß die Geistlichkeit des Ingolstädter Bezirks für die nationalsozialistische Bewegung sei. Wir nehmen zwar nicht an, daß jemand von Ingolstadt oder Umgebung diesem widersinnigen Gerede Glauben schenken könnte, aber im Interesse der Sache und weil man zumal in Zeiten des politischen Kampfes das Unglaublichste über sich ergehen lassen muß, erklären wir hiermit entschieden und mit aller Schärfe, daß ein katholischer Geistlicher, gleichviel welcher Stellung, niemals mit einer Bewegung, wie sie der Nationalsozialismus heute darstellt, zusammengehen kann."

Diese Stellungnahme der Ingolstädter Geistlichkeit ist eigentlich selbstverständlich, vor allem wenn man berücksichtigt, daß die NSDAP. früher sich als ausgesprochen christentumsfeindliche Partei gab und auch heute noch trotz geheuchelter Christentumsfreundlichkeit so gehässige Machwerke wie die unter dem Titel „Die Jesuitengefahr" als Heft Nr. 77 im Mai 1930 erschienene Nummer des vom Chefredakteur des „Völkischen Beobachters", Alfred Rosenberg, herausgegebenen „Weltkampfs" fördert. —

*

Krach bei den Nationalsozialisten.

In der Berliner Organisation der Nationalsozialistischen Partei ist ein Krach ausgebrochen. Die Sturmabteilungen machen Revolution gegen Goebbels. Sie wandten sich vor allem gegen die Art der Führung der Gaugeschäfte, und haben darüber hinaus es Goebbels sehr übelgenommen, daß er vor Gericht die nachweisliche Lüge ausgesprochen hat, er habe für Hindenburg in belgischen Gefängnissen gesessen. Die Sturmabteilungen hatten alle Veranstaltungen abgesagt und weigerten sich, in den Wahlkampf einzugreifen, bevor nicht Herr Goebbels beseitigt sei! Die Münchner Parteileitung bemüht sich, den Konflikt wenigstens bis zum Wahltag zu überkleistern. —

Ueberfall auf Reichsbanner.

Am Görlitzer Bahnhof im Osten Berlins überfielen Kommunisten mehrere sozialdemokratische Reichsbannerleute.

Als fünf Reichsbannerleute einen Tunnel betreten hatten, der von der Görlitzer Straße unter den Gleisanlagen des Görlitzer Bahnhofs hinweg nach der Wiener Straße führt, wurden sie von etwa 30 Kommunisten überfallen. Die kommunistischen Rowdys hatten die Reichsbannerleute beobachtet, als sie an einem kommunistischen Verkehrslokal vorbeigingen, und waren ihnen, mit Bierseideln, Selterflaschen und Messern bewaffnet, heimlich gefolgt. In dem Tunnel fielen die Moskauer über die kleine Gruppe Reichsbanner her. Ein 22jähriger Reichsbannermann wurde durch zwei Stiche am Kopf erheblich verletzt.

Einem Ueberfallkommando gelang es, zwei der Täter festzunehmen. Sie bestritten natürlich, wie es die Art kommunistischer und nationalsozialistischer Rowdys nun einmal ist, an dem Ueberfall beteiligt gewesen zu sein und behaupteten „parteilos" zu sein. Alle Ausreden aber halfen nichts. Die Rowdys wurden von mehreren Zeugen als Beteiligte an dem Ueberfall erkannt und dem Schnellrichter überwiesen. —

Mitteilungen des Bundesvorstandes

Verlorengegangen sind die nachfolgend aufgeführten Mitgliedsbücher, die hierdurch für ungültig erklärt werden. Sollten die Bücher irgendwo auftauchen, so bitten wir, dieselben einzuziehen und uns zuzustellen:

Nr. 810 511 Walter Schmidt;
„ 703 165 Jos. Groschek;
„ 700 942 Edmund Beykowski;
„ 700 946 Theophil Schaffrin;
„ 269 188 Rudolf Henn;
„ 269 187 Karl Henn.

Aufruf. Die Eltern des Jungbannerkameraden Paul Hein Kräge, geboren am 7. März 1911 in Leipzig, große schlanke Statur, dunkelblondes Haar, verschlossener scheuer Charakter, bekleidet mit Reichsbanneranzug, grünem Sporthemd mit schwarzem Schlips, haben die Schutzhaft beantragt. Kräge hat verschiedentlich, u. a. auch im Gaubüro Berlin, versucht, Reisegeld zu erhalten. Es ist anzunehmen, daß er sich noch in Berlin aufhält.

Es wird gebeten, die zuständige Behörde zu unterrichten und Kräge gegebenenfalls in Schutzhaft nehmen zu lassen. Eventuelle Nachricht ist zu richten an den Gauvorstand in Leipzig, Gellertstraße 7/9.

Ausgeschlossen wurde Paul Werner vom Ortsverein Balkhausen, Mitgliedsnummer 678 471, wegen Unterschlagung.

Für ungültig wird das Mitgliedsbuch des Günter Fisch, Nr. 301 250, erklärt, sowie die Mitgliedsbücher: Nr. 528 894 Hermann Dubois, Nr. 528 895 Heinrich Dubois.

Der Bundesvorstand.
J. A.: Hörsing.

Vereinsbedarf

Der Ortsverein Harburg-Wilhelmsburg hat nachstehende, noch fast neue Instrumente mit allem Zubehör sehr preiswert zu verkaufen: 2 Althörner, 2 Flügelhörner, 2 Tenorhörner, 4 Trompeten, 1 B-Baß, 1 Baryton, 1 Konzerttrommel, 1 große Trommel und Schlagzeug.

Interessenten wollen sich direkt an den Kameraden E. Schöngarbe, Harburg-Wilhelmsburg I, Bremer Straße 38, II., wenden. —

*

Der Ortsverein Plau in Mecklenburg-Schwerin hat vier neue Instrumente (Sopran, Alt, Begleitung und Baß) billig zu verkaufen. Die Abschaffung geschieht wegen Umstellung der Musikkapelle. Anfragen sind zu richten an den 1. Vorsitzenden Alb. Helbing, Plau in Mecklenburg-Schwerin, Bauer Str. 11.

Große Farmer-Zigarre! Preis-Abbau Aus best. Uebersee-Tabaken. Ladenpreis à St. 10 Pfg. ab Fabrik. 100 St. nur M 6.80 geg. Nachn. Gar. Zurückn. Taus. Kunden. Preisl. grat. Gebr. Weckmann, Zig.-Fabr., Hanau-M 29

Berliner Fahnenfabrik Fischer & Co., Berlin SW 19, Wallstr. 84 Reichsbannerkatalog 50 postfrei

Nur 10 Pf. täglich kostet diese gut regulierte Armbanduhr für Damen und Herren

Auch Taschenuhren.

Bestellen Sie diese hier abgebildete Uhr f. 15 RM. Sie können diesen Betrag, wenn Sie es wünschen, in 5 Monatsrat. einzahl., so daß auf d. Tag nur 10 Pf. entfallen. Im voraus braucht kein Geld eingesdt. werd. Die Uhr wird sof. an Sie gelief. Rücksend. b. Nichtgefall. innerhalb 3 Tag. gestatt. Bei sofortig. Bezahl. p. Nachn. 13.50 RM. 1 Jahr Gar. Schreib. Sie noch heute u. füg. Sie d. Anzeige bei. Kurt Teichmann, Uhren-Versand, Bln.-Lankwitz 18

ca. 500000 neue Musikfreunde wurden allein seit 1924 von uns zur Zufriedenheit beliefert. 20000 Dankschreiben rühmen die Qualität u. die niedrigen Preise. Gibt es bessere Beweise unserer Leistungsfähigkeit?

Ein Werk von ungeahnter Wucht!

Sittengeschichte des Weltkrieges

Sanitätsrat Dr. Magnus Hirschfeld

Ein sittengeschichtliches Werk größten Stils, das sich zum erstenmal ausführlich und rücksichtslos mit den Sitten- und Kulturproblemen des großen Völkerringens auseinandersetzt

1000 Illustrationen aus Museen, Archiven sowie sonst unzugänglichen Privatsammlungen aller Länder wurden vom Berliner Institut für Sexualwissenschaft gesammelt u. zusammengestellt

2 Bände

Preis je Band (bis zum Erscheinen des 2. Bandes) 25.- Mk.

Zahlbar auch in Monatsraten à Mk.

Reichsbanner-Buchversand Magdeburg, Große Münzstraße 3

Original englisches Sporthemd „City"

Prima verarbeitet, englischer Schnitt, unverwüstlich, praktisch u. billig. Ia Qualität. Für jedes Wetter geeignet. Reklamepreis RM. 6.75 gegen Nachnahme od. Voreinsendung inkl. gleichfarbiger Krawatte und Kragen. Vorrätige Farben: weiß, Khaki (hell und dunkel) sowie olivgrün Größe und Farbe angeben.

Dazu passende Sporthose zum Preise von RM. 7.50 per Stück. Körpergröße und Taillenweite angeben.

REFORMHAUS CITY, Abtlg. 9 Berlin SW 11 · Stresemannstraße 26

Impressor-Vervielfältiger

250 Druck stündlich RM. 32.50 frei Haus

1000 Druck stündlich frei Haus RM. 90.—

Viele tausend Drucke von 1 Original; für Hand-, Maschinenschrift und Zeichnungen. Einwandfreies tadelloses Arbeiten garantiert

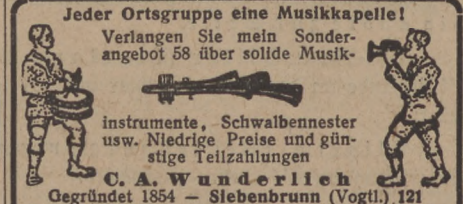
Auf Wunsch Ansichtssendung!

Fritz Keilich, Büro-Maschinen, Dresden-A., Blumenstr. 71 F

Druckfachen aller Art liefert der Verlag des Reichsbanners Buchdruckerei W. Pfannkuch & Co. Magdeburg, Große Münzstraße 3

Sie sind gut in der Qualität und niedrig im Preis, die Stiefel mit diesem Warenzeichen:

Jeder Ortsgruppe eine Musikkapelle!



Verlangen Sie mein Sonderangebot 58 über solide Musikinstrumente, Schwalbennester usw. Niedrige Preise und günstige Teilzahlungen

C. A. Wunderlich Gegründet 1854 — Siebenbrunn (Vogtl.) 121 Trommeln, Pfeifen, Schalmeien (Fanfaren) billig

Anzeigen-Annahme-Schluß 10 Tage vor Erscheinen.

Neurasthenie

Nervenschwäche Nervenzerrüttung, verbunden mit Schwinden der best. Kräfte. Wie ist dieselbe vom ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gewaltmitt. zu behand. u. zu heilen? Preisgekröntes Werk, n. neuest. Erfahrung. bearbeitet. Wertvoller Ratgeber für jeden Mann, ob jung od. alt, ob noch gesund oder schon erkrankt. Gegen Einsendung von Mk. 1.50 in Briefmark. zu beziehen vom Verlag Silvana 19 Herisau (Schweiz).

Es ist Ehrenpflicht der Kameraden und deren Frauen, die Inserenten d. Reichsbanners zu berücksichtigen und für die Bundeszeitschrift zu werben.

Bauschule Rastede b/Oldb. von C. Rohde, 2 Semester. — Progr. frei

Möbel-Kamerling

Berlin N, Kastanienallee 56 Gediegene Speisez., eleg. Schlafz., vornehm. Herrenz. hübsche Küchen. Riesenausw., Spottpreise. Zahlungserleichterung.